

Der gefährliche Feind

Autor(en): **Rode, Edith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

war selbstverständlich, daß die Türken in ihrer Hauptstadt endlich Ordnung machen mußten. Wie, war ihre Sache. Sie als Frau begriff aber viel besser als die Männer, daß ein Tiermassenmord wie dieser viel gefährlicher war als eine politische Dummheit, weil ein ungeschriebenes Gesetz als nicht-existent erwiesen wurde, von dessen Beachtung die Zivilisation überhaupt abhing. Was blieb von der Besitzung des befriedeten Kulturmenschen übrig, wenn er öffentlich und als Staat 100 000 Tiere fängt, aussetzt, verdursten, verhungern, sich selbst zerfleischen lassen durfte! „Es ist ein Unfinn“, sagte die weise Frau zu ihrem blasierten, verklubten Sohne, „daß die Weltgeschichte von Zufällen gemacht wird, wie von Kragnöpfchen oder derartigem. Aber von solchen Ereignissen, wie dem Hundefang, wird sie bestimmt. Als Beispiel bestimmt, denn die Gesinnung, der Glaube werden durch solche offenen Greuel unterhöhlt. Was ist noch unmöglich, wenn das Unmenschlichste ungetadelt geschieht!“

Der Sohn empfahl ihr, den Hunden eine Rente auszusetzen. Außerdem sei die alte Villa des Lord Bulwer auf Plati als Hundeaßyl billig zu haben. Ein gutes Beispiel mache ein schlechtes wieder wett. Warum sollte sie nicht? Es blieb ihr noch immer

genug von dem Gelde, das ihr Großvater im Handel verdient hatte. Böse Mäuler sprachen von Sklavenhandel, aber das war wohl unrichtig. Es gab nie Sklavenhandel, wußte die Lady. Sonst hätte die Welt schon längst untergegangen sein müssen.

Auf ihrem Tee trafen sich Mirimah und Marcella.

Was konnte der Tierschutzverein tun? Er konnte sich gründen, Proselyten werben, protestieren, Geld sammeln, dafür sorgen, daß die Zangen, mit denen die Hunde gefangen werden sollten, gepolstert und die Transportwagen gefedert wurden. Schließlich konnte ein Kapital für die Speisung der Hunde aufgebracht werden, bis man hier so weit war, daß man sie schmerzlos vergiften konnte. Die Arbeit der Lady war viel wichtiger, als die der ganzen Diplomaten in Stambul zu dieser Zeit. Denn sie ermöglichte es dem damaligen Europa, das doch an Frieden gewöhnt und für den Fall eines Krieges überzeugt war, daß er nur drei Monate dauern werde und die Genfer Konvention ein heiliges Gesetz sei, mit anzusehen, ohne das Gesicht zu verlieren, wie an der gefährlichsten Ecke die erste Bresche in den scheinbar unverrückbaren Zustand der Staaten und europäischen Besitzung gelegt ward.

Fortsetzung folgt.

Der gefährliche Feind

Von Edith Rode

„Wissen Sie, was viele meiner Patienten machen?“ sagte der Arzt zu der schlanken, zarten Dame, die im Bett aufrecht saß und seinen Worten mit einer Geduld lauschte, die die seine auf eine harte Probe stellte: „Sie schreiben mir.“

„Warum schreiben sie Ihnen?“ fragte sie höflich.

Er zuckte die Achseln und beugte sich ein wenig vor, indem er freundlich sagte:

„Sie haben vielleicht das Bedürfnis, mir etwas zu erzählen, das sie sich nicht entschließen können, zu sagen. Sie haben vielleicht eine Bürde, die sie auf mich abladen wollen. Dazu bin ich ja da!“

Sie erwiderte sein Lächeln so gut sie konnte. Aber ihr Gesicht war so ernst, daß es nicht recht gelang.

„Ja, ja — ja, ja —“, sagte er und erhob sich — „Sie kennen mich ja noch so wenig — vielleicht erzählen Sie mir eines Tages, wenn Sie mich näher kennengelernt haben, was es ist, das Sie quält — denn etwas ist es ja — nicht?“

Er sah sie entschieden an; sie erwiderte seinen Blick gleichsam fragend:

„Es ist mehr — solch eine Müdigkeit — Mangel an Appetit — ich glaube, es wäre etwas mit dem Magen —“, sagte sie dann.

„Nun ja —“, sagte er mit einem ruhigen Lächeln und setzte sich wieder an das Bett — „dann will ich auf jeden Fall nicht weiter in Sie dringen. Aber eines Tages, wenn Sie Lust haben, mir Ihr Geheimnis anzuvertrauen, denken Sie daran, daß ich dazu da bin. Und daß es Sie erleichtern wird.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist kein Geheimnis“, sagte sie still. „Es ist wahr, daß etwas an mir nagt; daß es etwas gibt, das ich bereue. Aber es ist etwas, das — es ist etwas, das anderen Menschen so unendlich geringfügig vorkommen wird — und es ist gar kein Geheimnis.“

„Wollen Sie es mir also sagen?“ fragte er.

Sie senkte den Kopf.

„Ich bereue“, sagte sie ruhig — „ich bereue, daß ich schrieb —, daß ich in meines Mannes —, daß ich in der Todesanzeige meines Mannes schrieb: — wie ich schrieb —“

„Was schrieben Sie denn?“ fragte er sanft, als sie verstummte.

Sie begegnete seinem Blick mit traurigen Augen.

„Ich schrieb: mein Mann ist heute gestorben.“

Es entstand eine kleine Pause.

„Und was hätten Sie schreiben wollen?“

„Mein — geliebter Mann ist heute gestorben.“

Er nahm ihre dünne, weiße Hand in die seine und sagte freundlich:

„Aber wenn Sie es so empfinden, ist es dann nicht ebenso, als wenn es da gestanden hätte?“

Nun lächelte sie ganz flüchtig.

„Mein — im Gegenteil —“, erwiderte sie, „denn ich schämte mich, es zu schreiben.“

„Warum schämten Sie sich?“

„Ich fand, es klingt ein bißchen —“, sie suchte nach einem Ausdruck und sagte dann ruhig — „ein wenig vulgär — oder ein wenig schamlos — wie man es nun nennen will — ich erinnere mich, daß ich daran dachte, und daß ich dachte, daß er es gewünscht haben würde — und daß er selbst es von mir geschrieben hätte — und ich erinnere mich — jetzt, so lange nachher, daß ich zwei Stimmen in meinem Innern lauschte, und daß ich dachte — ja, ich hatte ihn geliebt, ich liebte ihn — aber unsere Ehe war ja wie andere gewesen — nicht? Mit Licht und Schatten und Kämpfen — wie alle anderen — und —“, sie sah ihm mit ihrem traurigen Blick in die Augen — „und daß manche — vielleicht darüber lächeln würden — und sich erinnern, wie verschieden wir gewesen waren — und daß ich meine Meinung gehabt hatte und er seine. Ich dachte daran, wie oft jeder seine Meinung durchgesetzt hatte — aber meistens ich. Denn ein Mann ist nicht so rechthaberisch — ein guter Mann nicht — aber ich war es. Und ich hatte gestegt — fast immer.“ —

„Und ich dachte daran, daß es mir nicht recht gewesen wäre, wenn er geschrieben hätte: meine geliebte Frau ist heute gestorben — und ich wußte, daß er es getan hätte, auch wenn er gewußt hätte, daß ich es nicht mag. Und so führte ich den letzten Kampf — und so siegte ich — über meinen toten Mann.“

„Und ich weiß noch ganz gut, ich war ein wenig stolz auf diese einfache Anzeige — ich fand — sie war feiner als die anderen. Ich las sie alle. Mein lieber Mann — meine geliebte Frau — mein treuer Mann — die liebevolle Mutter meiner Kinder — ich las sie alle — und ich war stolz auf meine.“

„Die entsprach meinem Geschmack — der wieder einmal über den feinigsten gestegt hatte. Zum letztenmal — über ihn gestegt hatte.“

Sie schwieg. Dann fuhr sie fort:

„Aber jetzt lese ich die anderen. Jeden Abend und jeden Morgen. Und alle die Worte — die mir nicht fein vorgekommen

waren — die mir schamhaft vorgekommen waren — die stehen jetzt da und sehen mich an — und machen die Anzeigen der anderen so — so reich. Und ich sehe nun — daß meine so armselig war. Denn nicht einmal diesmal — und selbst nicht zu allerletzt — konnte ich es lassen, meinen Willen durchsetzen zu wollen.“

Wieder schwieg sie und sagte dann:

„Es ist nicht, weil ich hange bin, ihm wiederzubegegnen — oder weil ich irgendeine Strafe fürchte, verstehen Sie — durchaus nicht. Wenn es ein Leben nach diesem gibt und ich ihm wiederbegegnen sollte, er würde mir verzeihen — gleich.“

Sie lächelte ein wenig. „Gleich“, sagte sie dann ruhig. „Er würde es sofort vergessen. Er würde sich nicht einmal erinnern, daß es etwas zu verzeihen gibt.“

„Aber ist dann nicht alles gut?“ fragte der Arzt still.
„Was nützt es mir, daß er mir verzeiht, wenn ich mir selbst nicht verzeihen kann.“

Der Arzt sah einen kleinen Augenblick still da. Dann sagte er:

„Sind Sie noch immer so viel stärker als er, daß seine Verzeihung Ihre eigene nicht aufwiegt?“

Sie sah ihn einen Augenblick an und legte sich dann im Bett zurück.

„Ja“, sagte sie und schloß die Augen — „so viel stärker als er bin ich — es ist gar kein Kampf mit ihm — er war ein milder Feind“, — sie legte ihre feine magere Hand auf ihr Herz und sagte:

„Der gefährliche Feind ist hier.“

Zahlen . . .

Die Zahl hat einen ganz eigenen Reiz: sie weicht der Phantasie aus und ruft sie doch auf. Sie steht hart und unabwendbar da und verlangt doch die größte Schmiegsamkeit des Geistes. Sie ist etwas Absolutes und bedeutet uns doch erst etwas, wenn wir sie in Vergleich setzen. Wir suchen die Zahl auf, um unsere Vorstellung zu erleichtern, aber sie ist undankbar und flieht wieder aus unserem Gedächtnis, und ich glaube, jeder Mensch hat einen ewigen Kampf mit ihr.

Schauen wir einmal die Zahlen von Flüssen an: die Aare ist 280 Kilometer lang (das ist zweimal die Strecke Bern—Montreux). Uebrigens, die Aare ist an der Grimsel gestaut worden, und die Staufen von Grimsel und Gelmer haben einen Nutzen von 113,000,000 Millionen Kubikmeter Wasser. Wenn diese Wassermengen durch einen normalen, vollgeöffneten Wasserleitungsbahn zum Abfluß gebracht würden, wäre zur vollen Entleerung dieser Speicherseen ein Zeitraum von 7347 Jahren notwendig, das heißt auf diese Weise hätte im Jahre 5417 vor Christi Geburt begonnen werden müssen, um die Speicherbecken in diesem Jahre zu entleeren. Der Inn ist 510 Kilometer lang (das ist zirka zweimal die Strecke Bern—Chur). Die Donau ist mit 2900 Kilometern der zweitlängste Strom Europas, und die Wolga steht mit 3689 Kilometern an der ersten Stelle. Aber der verkehrsreichste Strom Europas ist der Rhein mit seinen 1320 Kilometern Länge.

Der Suezkanal, der jährlich von fast 300,000 Menschen durchfahren wird, ist 100 Meter breit, also so breit wie das Berner Münster hoch ist. Der Rhein ist, bevor er bei Tschamut

durchs Bündner Oberland fließt, ein kleines Bächlein, und welche Wasse gewinnt er, bis er bei Emmerich in die Nordsee mündet (800 Meter Breite)!

Wir wollen vom Wasser wieder auf das feste Land gehen und auch da nur einige wenige und nur solche Zahlen betrachten, die unsere Mühe lohnen und nicht undankbar wieder dem Gedächtnis entweichen. Jede der beiden kalten Zonen: die nördliche, arktische, und die südliche, antarktische Zone machen 8 Prozent der Erdoberfläche aus, und die Wüste Sahara nimmt einen Fünftel des ganzen Erdkreises ein. Wie haben sich die Menschen um die Erforschung des Poles bemüht und welch unsagbare Tragik liegt darin, daß, als nach Tausenden von Jahren der Südpol dem Menschen sein Geheimnis entschleiern mußte, armselige 33 Tage den ersten und den zweiten Entdecker voneinander trennten! Denn als der englische Kapitän Robert Scott am 18. Januar 1912 den Südpol betrat, fand er die norwegische Flagge, die Roald Amundsen am 15. Dezember 1911 gehißt hatte!

Die Tragik des Menschenwerkes überhaupt: sie spannen die Kraft des Wassers ein und können den Feuerstrom der Vulkane und das Beben der Erde nicht händigen. Ihr Körper ersehnt den Wald, aber ihr Geist gebietet ihnen seine Zerstörung. Die Weltproduktion an Zeitungsdruckpapier hat im vergangenen Jahre 6 Milliarden Kilogramm verschlungen. Das sind nicht Sorgen von heute und morgen, aber doch für einstmals, aber heute, wir sagen das voll tiefster Freude und Dankbarkeit, ist noch beinahe ein Viertel der schweizerischen Landesfläche grüner Wald. W. S.

Der Traum vom Glück

Skizze von E. Löttscher

Am rauschenden Wildbach, umgeben von himmelhohen Bergen, mit ewigem Schnee bedeckt, liegt das Alpendörfchen Urden. Dunkel sticht der Oberbau der Hütten vom gemauerten Erdgeschoß ab. Zwei einfache Gasthäuser, in den letzten Jahren entstanden, zeigen dem Wanderer, der sich in dieses weltabgeschiedene Tal verirrt, daß die Fremdenindustrie ins Tal gezogen ist. Im Sommer sind beide Gasthäuser mit Fremden besetzt, die zur Erholung kommen und sich im stillen Bergfrieden, am Fuße des ewigen Schnees, glücklich fühlen.

Ein zufriedenes Bergvölkchen bewohnt das Tal. Im Schweife ihres Angesichtes ringen die wetterharten Bergbauern der kargen Heimat Erde ihre wenigen Früchte ab. Wenn das Heu der steilen Berghalden eingeheimst ist, ziehen sie höher hinauf auf die Alpen. Die Jungen verlassen im Frühjahr das Dörflein

und ziehen hinaus in die Welt. Das enge Hochtal kann sie nicht alle ernähren. Im Herbst aber kehren sie in ihre Bergwelt zurück und bringen den sauer verdienten Lohn nach Hause.

Im letzten Häuschen von Urden war es vordem genau so. Dort lebte der Wildheuer Anderfuhren, ein wackerer, grundehrlicher Mann, mit Frau und zwei Kindern. Hans war der Erstgeborene, dem nach zwei Jahren ein Schwesterlein, Sabina, oder Bineli, wie es geheißen wurde, folgte. Die Kinder wuchsen bei schmaler Kost und harter Arbeit heran. Hans half in den ersten Jahren dem Vater beim Wildheuen, dann zog er ebenfalls ins Unterland, wo er als Knecht diente und kehrte im Winter mit dem ersparten Lohn nach Hause. Bineli half der Mutter im Hause und nähte Kleider für die Frauen von Urden. Sie beneidete ihre Gespielinne nicht, die alljährlich das Heimatdörf-